

aus Brettern; die neueren Bauten: Krankenhäuser, Schulen usw. sind aus Ziegeln und haben Blechdächer. Die Bauart entspricht der der Bauernhäuser; der Unterschied besteht nur in der Größe.

Die Kirchen sind meist aus Holz gebaut und stellen ein Gemisch aller Baustile dar, d. h. sie sind recht geschmack- und stillos gebaut.

Wesensart. Das harte Ringen um eine neue Heimat in der wilden, unwirtlichen Steppe und die kulturelle Übertragung der ihn umgebenden Grundbevölkerung machten den Wolgadeutschen noch selbstbewußter, als er von Hause aus war. Zu allen Zeiten blickte er mit einer gewissen Überlegenheit auf seinen russischen Nachbar von oben herab. Heute ist diese hohe Selbsteinschätzung bei weitem nicht mehr in vollem Maße begründet. Die Loslösung von der eigenen völkischen Kultur hat den Wolgadeutschen kulturell so weit ins Hintertreffen gebracht, daß nun der Russe — der bei seiner aufwärtsstrebenden Kultur aus dem Vollen schöpfen kann, während der Deutsche wegen sehr mangelhafter Kenntnis der Sprache auch von dieser abgesperrt ist — mit gewissem Rechte auf seinen deutschen Nachbar von oben herabschauen kann und auch herabschaut.

Was ist nun der Wolgadeutsche seiner Wesensart nach? Die eigenartige Zusammensetzung der Einwanderer und die eigenartigen Verhältnisse, in denen sie lebten, haben auch einen ganz eigenartigen Menschenschlag herangebildet. Breitschulterig, stämmig, mit glattrasiertem, offenem Gesicht und klaren, blauen Augen, mit der untrennlichen „Herzallerliebsten“, der langrohrigen, baumelnden Pfeife*) im Munde, schaut er siegesbewußt über seine weite, breite Steppe dahin. Hier fühlt er sich frei, hier ist er zu Hause. Wetterfest, völkisch zäh, herb, bieder, rührig und unermüdet bei der Arbeit, hart an der heimatlichen Scholle klebend — das ist der Wolgadeutsche. Nicht nur seine Mundart hat er quellklar erhalten, sondern auch seine Sitten und Gebräuche. Er stellt somit eine Fundgrube für den Forscher auf dem Gebiete der deutschen Volkskunde dar. Kulturell ist er aber auch wohl der rückständigste Vertreter des gesamten Deutschtums der Erde. Diese Rückständigkeit macht ihn recht unsicher und hilflos in fremder Umgebung. Die Stadt ist für ihn eine fremde Welt, hier fühlt er sich verlassen und ringsum von Feinden aller Art umgeben. Aber immer ist er tätig und sucht nach einem Ausweg, wenn er in eine schwere Lage gerät. Da schreckt er auch vor der Stadt, ja vor der fernen Fremde nicht zurück. Und erstaunlich rasch findet er sich in der neuen Umgebung zurecht, paßt sich ihr an und lebt sich ein. Aber ebenso rasch geht er dann in fremdem Volkstum unter und muß, seiner kulturellen Rückständigkeit wegen, seine völkische Eigenart, seine Sprache,

preisgeben. So hat die starrköpfige Standhaftigkeit, das zähe Kleben am Althergebrachten seine Licht-, aber auch seine Schattenseiten.

Die geschichtliche Erfahrung selbst hat ihm übrigens gelehrt, sich allem Neuen und ihm Fremden gegenüber mißtrauisch zu verhalten. Das Neue beobachtet er zuerst lange und erprobt es gründlich, ehe er's annimmt. Aber wenn er's einmal gut befunden und angenommen hat, gibt er's so leicht nicht mehr preis. So verhielt sich der deutsche Wolgabauer auch zu den Neuerungen, die ihm unsere Zeit brachte.

Trachten. Es gibt alte Redensarten wie: „Unser Bauer un sa Peif gehörn z'samme, wie Mann un Fraa“, oder: „Sa Fraa un sa Gäul un sa Peif verleht m'r net.“ Aber alles ist veränderlich.

Immerhin hält er auch an seinen äußeren Gewohnheiten und Trachten zäh fest, den Ansprüchen der Zeit und Verhältnisse nur ungerne und langsam sich fügend. Die althergebrachten Trachten hielten sich lange, wie die Umstände es nur erlaubten. Und heute noch ruhen in den Truhen der Großmütter, ganz unten auf dem Boden, uralte Trachtenstücke, wie sie vor 100 bis 150 Jahren nach Urväterart getragen wurden. Jedoch das rauhe Klima und die anders gearteten Stoffe, sowie der Zeitgeist zwangen gebietärisch zu Reformen. Der gewohnte Tuchmantel mußte dem Schafspelz, die niedrigen Schnallenschuhe den hohen Schaftstiefeln oder gar Filzstiefeln, der breitkrämpige Hut der Pelzmütze den Platz räumen. Aber auch die Neuerungen in der Tracht behalten ihr eigenartiges Gepräge.

So zieht denn der Wolgadeutsche in folgender äußerer Aufmachung an unserem Auge vorüber: Auf dem Kopf im Sommer eine Schildermütze eigenartigen Schnitts, in den Kolonien selbstverfertigt; in manchen Gegenden ist es ein schwarzer Hut aus Tuch, namentlich Sonntags: bei der Feldarbeit ein einfacher, einheimischer Strohhut. Als Sonntagskleider tragen die Männer und Burschen vielfach städtische Anzüge, aber auch noch lange, schwarze oder dunkelgraue Bratenröcke, geschlossene Westen und enge Beinkleider (Hosen) aus ein und demselben Tuch oder Baumwollstoff (Mileskin oder Kisnet). Die Beinkleider werden gewöhnlich in die hohen Stiefelschäfte eingeschlagen. Das Hemd ist das einzige Kleidungsstück, das neuerdings stark „verrußt“ ist: es ist ganz faltenlos und hat einen stehenden Kragen, der an der linken Schulter zugeknöpft wird. Aber auch dieser Schnitt weicht schon wesentlich vom russischen Vorbilde ab. Neben dem „russischen“ Hemde erhält sich jedoch auch das deutsche weiter. Als Werktagsunterkleider werden im Winter, Frühling und Herbst Überzieher (allerdings „Kaftan“ genannt, aber von deutschem Schnitt), Wämse, Westen und Hosen aus selbstgewebtem, grauem oder blaugefärbtem grobem Wollstoff (Suknetuch) getragen, im Sommer dieselben Kleider, vielfach aus selbst-

*) Der Russe sagt, gutmütig spöttelnd: „Nemtschura strubkom dwa.“